

jugendsozialarbeit aktuell

Nummer 164 / April 2018

**Liebe Leserin,
lieber Leser,**

kritisch und sensibel Sprache zu gebrauchen und über Rassismus und Diskriminierung zu diskutieren, ohne gesellschaftliche Bilder und Abwertungen aufrechtzuerhalten bzw. weiterzugeben, ist nicht einfach. Dies wurde kürzlich deutlich, als der Mitteldeutsche Rundfunk in einem Tweet eine Radiosendung zur Diskussion über die „Kampfzone“ politische Korrektheit ankündigte und dabei mit einer – rhetorischen – Frage einleitete, die einen eindeutig rassistisch besetzten Begriff beinhaltete.

Doch nicht nur die Ankündigung sorgte für Kontroversen, sondern auch die Tatsache, dass keine der eingeladenen Personen selbst von Rassismus oder Diskriminierung betroffen war. Es sollte über politisch korrekten Sprachgebrauch, also um eine nicht herabsetzende oder beleidigende Sprache, diskutiert werden, ohne den Betroffenen die Möglichkeit zu geben, selbst ihre Position zu bestimmen und zu fragen, wie sie selbst benannt werden wollen.

Die kontroversen und hochemotionalen Reaktionen von Leser*innen des Tweets blieben nicht aus: Wo sich so manche über semantische Spitzfindigkeiten und Befindlichkeiten meinten echauffieren zu müssen, ging es für andere durchaus tiefer: Ist Sprache doch immer auch Ausdruck der eigenen Sozialisation, Weltsicht bzw. Haltung.

Wie verwoben rassistische Bilder und Begriffe immer noch in Medien, Werbung und Sprache sind und inwieweit sie Auskunft über unsere gesellschaftliche Position geben, darüber informiert unsere aktuelle Ausgabe von *jugendsozialarbeit aktuell*.



Stefan Ewers
Geschäftsführer

Meine Sprache, meine Position.
**Wie Worte Gesellschaft verhandeln.
Anregungen für einen kritischen
Sprachgebrauch**

Hadija Haruna-Oelker


Ein Mensch tritt einem anderen auf den Fuß, bleibt darauf stehen. Es schmerzt. Was wünscht sich der Getretene? Eine Entschuldigung? Eine zusätzliche Erklärung? Was, wenn sein Gegenüber ihm sagt: „Ich bin ein guter Mensch. Und außerdem habe ich es nicht gemerkt.“?

Einige werden diese Antwort als Entschuldigung verstehen. Andere werden das Gefühl haben, dass der Verursacher erneut auf den Schmerz hingewiesen werden müsste und dass es in der Sache nicht um sein Gefühl oder seine Intention geht. Wieder andere würde eine solche Antwort verärgern, weil sie nur eine Entschuldigung ohne große Erklärungen passend fänden. Ähnlich verhält es sich mit den Gefühlen bei einer solchen Antwort auf eine schmerzhaft Rassismuserfahrung.

Sprache und Bilder und wie sie wirken

Welches Verständnis und welche Geschichte steckt beispielsweise hinter der Aussage „die Entdeckung Amerikas“? Warum werden unterworfen und ausgerottete Menschen bis heute „Indianer“ genannt und warum ist es vielerorts akzeptiert, sich als solche zu verkleiden? Wieso ist im Mainstream wenig bekannt, was im Hintergrund dieser sprachlichen Bilder und Wörter verhandelt wird? Wie können wir lernen, diese Dinge zu erkennen?

Werfen wir beispielhaft einen Blick in die Medien, Zeitungen, Radio, das Fernsehen. Auch Bücher transportieren Meinungen, übernehmen alltägliches Denken und üben Einfluss darauf aus, was in unserer Gesellschaft als relevant gilt und was nicht. Nicht selten erfolgt auf eine Rassismuskritik an Wörtern, Bildern oder Botschaften eine Diskussion über künstlerische Freiheit oder Zwang zur politischen Korrektheit. Es kann nicht sein, was nicht so gemeint ist. Doch



lohnt es sich, in den Einzeldebatten genauer hinzuschauen.

Das Beispiel: Bezeichnungen für Schwarze Menschen

Bezeichnungen für Schwarze Menschen gibt es einige, die im Kontext eines rassistischen Sprachgebrauchs und im weiteren Sinn im geschichtlichen Kontext der Unterdrückung, Versklavung und Ermordung schwarzer Menschen stehen. Der „Mohr“ zum Beispiel geht unter anderem auf das griechische Wort „moros“ (dumm) zurück und zählt zu den ältesten, deutschen Bezeichnungen. Er war von Beginn an negativ konnotiert und repräsentiert Fantasien kolonialer Tage. Im Zuge der Geschichte wurde er durch das N-Wort ersetzt. Dieses geht auf den lateinischen Begriff für „schwarz“ zurück, wurde jedoch in einer abwertenden und rassistischen Bedeutung benutzt. Das machen ganz simple Aussprüche wie: „Ich bin doch nicht Dein N*“ oder das Zahlen-Lernlied „10 kleine N*“ deutlich.

Es sind Erbstücke aus einer Zeit, die auch an den Völkermord der Deutschen an den Herero und Nama im heutigen Namibia Anfang des 20. Jahrhunderts geknüpft sind. Damals und später zählte Rassismus zum guten Ton und die Welt wurde von Kolonialismus und Antisemitismus geprägt. Es war normal, bestimmte Menschen abzuwerten und ihnen entsprechende Namen zu geben. Wissenschaftlich gehaltene Thesen wiesen darauf hin, dass dem „N*“ bestimmte stereotypische Eigenschaften „angeboren“ seien: „naturnah“, „wenig intelligent“, „impulsiv“ oder „wild“. Der Imperialismus und der herablassende Blick auf Schwarze Menschen wurde bereits vom Philosophen Immanuel Kant in seinen Vorlesungen 1791 skizziert: Sie seien wie Kinder und benötigten Erziehung, zudem hätten „die N. von Afrika [...] von der Natur kein Gefühl, welches über das Läppische stiege.“

Später wurde das N-Wort durch „farbig“ ersetzt. Als bewusste Abgrenzung zum Begriff „schwarz“, der als politisch unschön galt, da er über Jahrhunderte mit negativen Vorstellungen verbunden wurde (schwarzer Peter, schwarz fahren etc.). Auch dieser Begriff ist keiner, der von Schwarzen Menschen etabliert wurde. Über Polizeiprotokolle kam der „Schwarzafrikaner“ durch die Medien in die Öffentlichkeit. Ein Terminus, der oft im Zusammenhang mit kriminellen Delikten verwendet wird. Gleichzeitig wird er auf eine vermeintliche Menschengruppe in Subsahara Afrika angewandt. Der rassistische Blick schwingt im Subtext mit: „Schwarzafrika“ lässt an düstere Szenarien und Katastrophen denken. Gleichzeitig ist die Bezeichnung reduktionistisch. Sie dient als Indikator für die Fremdzuschreibung. Doch sind weder „Schwarz“ noch

„Afrika“ als Herkunftsangabe ausreichend und dienen einzig der vereinheitlichenden Stereotypisierung. So konstruiert die Vokabel „Schwarzafrika“ einen Kontinent entlang einer weißen Ideologie. Als würde es ein Schwarzes und ein nicht-Schwarzes Afrika geben. Dabei entsteht eine Hierarchisierung, die das „Schwarze“ Afrika in diesem Verständnis negativ besetzt und das „andere“ Afrika scheinbar positiv konnotiert.

So gilt in der jüngeren Schwarzen Bewegung „schwarz“ in Deutschland als rassismusfreier Begriff, genau wie Afrodeutsch und Schwarze Deutsche. Jegliche Mischdefinitionen wie „M*ling“ werden von ihr abgelehnt. Die genannten Selbstbezeichnungen wurden von Bündnissen Schwarzer Menschen wie beispielsweise der Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD) vor über 30 Jahren etabliert. Schwarz bezieht sich in diesem Verständnis nicht vorrangig auf die Hautfarbe, sondern versteht sich als politischer Begriff, der auf eine gesellschaftliche und soziale Positionierung und Lebenserfahrung nicht-weißer Menschen hinweist. Im persönlichen Gespräch mit Einzelnen ergibt sich vielleicht, dass jemand die aus dem angelsächsischen Raum stammende Selbstbezeichnung Person of Colour (PoC) bevorzugt. Ebenfalls ein Begriff, der als Selbstbezeichnung gilt und für den es keine deutsche Übersetzung gibt.

Sprache und Bilder von Einwanderung und Flucht

Generell stehen Worte und Symbolik immer in einem historischen Zusammenhang, was unter anderem erklärt, wie aus der „Asylantenflut“ der 90er die aktuelle Flüchtlingswelle entstehen konnte und welche Bilder damit verbunden sind.

Seit den 80er Jahren geistert der „Asylant“ durch die Medien und Alltagssprache. Die negative Konnotation lässt sich über die Endung -ant nachvollziehen. Das Bild des „Fremden“ und „Anderen“ wurde durch eine in den 1990er Jahren „das-Boot-ist-voll“-Politik unterstützt. Die Flut (von Flüchtlingen) steht dabei für ein Kollektivsymbol. Ein Bedrohungsgefühl, das danach verlangt, die Gefahr abzuwehren. Darauf folgte geschichtlich eine Sprache, die Zuwanderung als militärische Bedrohung und nach dem 11. September zum Thema innerer Sicherheit erklärte. In dieser Zeit vertiefte sich auch das inzwischen tief verankerte Bild des muslimischen Migranten als potentieller Terrorist.

Egal ob es um Einwanderung, den Islam oder Türken („Araber“) in Deutschland geht, immer wieder findet man seit den 90er Jahren beispielsweise Bilder von Kopftuch tragenden Frauen, um ihr muslimisches Leben zu beschreiben. Geschichtlich gesehen knüpft dabei

die Vorstellung von der muslimischen Frau an westliche Phantasien des 19. Jahrhunderts an, erklärt die Historikerin Yasmin Shooman in ihrer Arbeit „Weil ihre Kultur so ist“. Darin stellt sie dar, wie parallel zur Figur der „unterdrückten Muslima“ auch die der „gefährlichen Muslima“ entstanden ist. So gesehen steht sowohl die so genannte Kopftuchdebatte als auch die aktuell verhandelte Burka-Frage für eine entsprechende Symbolpolitik.

Das Beispiel: Spendenwerbung

Stellen Sie sich vor, in einer Werbung von einem Kinderhilfswerk lacht ein schwarzes Mädchen in die Kamera, daneben die Aufforderung: „Werden Sie Pate.“ Nun stellen Sie sich vor, das Kind auf dem Poster wäre weiß. Würde Ihnen die Erklärung „Werden Sie Pate.“ genügen oder bräuchten sie eine Erklärung, warum das Mädchen einen Paten braucht, um welches Problem es konkret geht oder welches Projekt beworben wird? Die Macher von Spendenwerbung mit schwarzen Kindern aber können in jedem Fall davon ausgehen, dass ihr Zielpublikum das Kind ohne Weiteres mit arm und hilfsbedürftig gleichsetzen wird. Dafür braucht es keine weiteren Erklärungen.

Was zeigt uns diese Denkfigur? Es beleuchtet die Position weißer Menschen. Viele vermeiden die Benennung dieser politischen Kategorie. Selten wird sie benannt. Schwarze Menschen hingegen machen die Erfahrung, immer wieder darauf hingewiesen zu werden, nicht-weiß und damit auch beispielsweise nicht deutsch zu sein. Oft geschieht dies subtil. Auch der „Migrationshintergrund“ steht für diese Denkfigur. Denn eigentlich wird er hauptsächlich für Menschen mit „Migrationsvordergrund“ genutzt, also für diejenigen, die gesellschaftlich als nicht weiß gelesen werden. Jemand ist „Afrikaner“, „Türke“ oder „Araber“, auch wenn derjenige, der die Aussage trifft, gar nicht weiß, welche Staatsbürgerschaft die Person eigentlich besitzt.

Es braucht einen Perspektivwechsel

Erinnern wir uns an das Beispiel vom Anfang. Wie bemerken wir, dass wir jemandem auf dem Fuß stehen und schaffen es, passend zu reagieren - zumindest dann, wenn wir darauf hingewiesen werden? Welche Botschaft steckt hinter diesem Beispiel? Dass Menschen Verletzungen, von denen sie selbst betroffen sein könnten, oft leichter benennen und erfüllen können als diejenigen, die ihnen nichts antun oder die sie nicht kennen. Bestimmte Schmerzen nicht erfahren zu müssen, kann dabei als Privileg verstanden werden. Daraus folgt die Frage, ob Menschen bereit oder fähig sind, Situationen mehrseitig wahrzunehmen. Also nicht nur Schmerzen, die sie selbst kennen oder als solche akzeptieren

können, sondern auch diejenigen, von denen sie selbst nie betroffen sein werden.

So spielt die eigene gesellschaftliche Position eine maßgebliche Rolle in Beziehungen, aber auch in Gesprächen und unserer Kommunikation. Unserer Sprache zeigt exemplarisch, dass es dabei einseitige Vorstellungen gibt.

Eine Antwort auf die Frage ist, gelerntes Wissen und sozialisierte Vorstellungen, also das, was wir für „normal“ und schon immer dagewesen halten, zu hinterfragen. Mit dem Ziel, einen (professionellen) Umgang mit Vielfalt zu entwickeln. Und eine Idee davon zu bekommen, wie es funktioniert, Normen und wer diese definiert, kritisch zu beleuchten. Vielfalt als Normalität und ein gleichberechtigtes Miteinander zu etablieren, bedeutet unter anderem „Minderpositionen“ sichtbar zu machen und wahrzunehmen, dass es Mechanismen gibt, die bestimmte Menschen ausschließen.

Typisch für die Lernprozesse, die dadurch angestoßen werden, sind oft Gefühle von Verunsicherung und Verwirrung. Für das Thema Selbstreflexion braucht es Zeit und geschützte Räume. Sich einzugestehen, dass man hier und da vielleicht Teil von Ungerechtigkeiten ist, die man eigentlich ablehnt und zu erkennen, wie sie vielleicht durch eigene Aussagen stabilisiert werden, ist oft mit Scham- und Schuldgefühlen verbunden. Die Erkenntnis ist ein schwieriger Punkt. Doch sich mit seiner Position auseinanderzusetzen ist ohne Selbstgeißelung möglich. So gilt es im Prozess, weg von sich selbst zu kommen, um handlungsfähig zu werden und Alternativen zu entwickeln. Sich informieren, Selbstverständliches hinterfragen, die Bedeutung von Begriffen nachvollziehen, alternative Texte suchen, Menschen mit weniger Privilegien zuhören, ausgegrenzte Perspektiven ernst nehmen und diese nicht als „überempfindlich“, „aggressiv“, oder „unangemessen“ abwehren. Haltung ist dabei wichtiger als Methoden. Und es bedarf Empathie. Schlussendlich geht es auch nicht um Toleranz, sondern um Akzeptanz. So muss mir nicht alles gefallen, was ich höre oder mir erklärt wird und trotzdem hat jede Meinung ihre Daseinsberechtigung. Und um beispielsweise die Arbeitsweise im Team so zu gestalten, dass ein rassismuskritisches Bewusstsein das Miteinander prägt, ist es wichtig, alle Positionen nachvollziehen zu können.

Kritische Weißseinsforschung und Anti-Bias-Ansätze als Reflexionshilfe

In diese Richtung weiterzudenken, aber vor allem, gesellschaftliche Effekte sichtbar zu machen, haben sich die so genannte kritische Weißseinsforschung und Anti-Bias-Ansätze zur Aufgabe gemacht. Sie sind als wissenschaftli-

che Ansätze zu verstehen, die in der Praxis in Empowerment- oder Anti-Rassismus-Trainings angewandt werden. Sie fragen zum Beispiel, inwiefern unsichtbare Maßstäbe als Norm erhoben werden – auf unbewusster Ebene, in Bildern und Sprache – auch von Menschen, die sich als tolerant, nicht rassistisch oder gar anti-rassistisch verstehen. Critical Whiteness-Trainerin Julia Lemmle beschrieb es einmal so: „Natürlich wehren sich weiße Menschen zunächst dagegen, als weiß und privilegiert zugeordnet zu werden, da sie es gewohnt sind, sich Zuschreibungen zu entziehen und die ‚Anderen‘ zu benennen und zu bezeichnen. Zu hören, dass sie Rassismus verinnerlicht haben und (re-)produzieren, auch wenn sie dies nicht bewusst wollen, entspricht nicht dem eigenen Selbstbild und löst erst einmal viel Widerstand aus.“¹

Selbstverständlich können weiße Menschen auch die Erfahrung machen, in anderen Kategorien in einer „Minderheitsposition“ zu sein und Ausgrenzung zu erleben. Diese Möglichkeit relativiert jedoch in keiner Weise die privilegierte Position bezogen auf ihr Weiß-Sein. So haben weiße Menschen beispielsweise die Wahl, ob sie sich mit Rassismus auseinandersetzen wollen oder ob sie sich zeitweise oder grundsätzlich einer Auseinandersetzung verweigern, der Schwarze und PoC schwerlich aus dem Weg gehen können.

Für viele weiße Menschen wird die erste Konfrontation mit dieser Kritik irritierend, verunsichernd oder verärgert sein. Es sind Gefühle, die man auch beobachten kann, wenn es in Debatten um so genannte rassismusfreie Sprache geht. Wie heißt es jetzt richtig? Was darf ich denn jetzt überhaupt noch sagen? Nichts geht mehr, sind bekannte Aussprüche, die in Auseinandersetzungen fallen.

Der Reflex, sich gegen vermeintliche Sprachregelungen zu wehren oder auch nur verlegen zu verstummen, weil man sie nicht nachvollziehen kann, ist im Kern die Irritation, die immer entsteht, wenn man aufgefordert wird, die eigenen Privilegien zu überdenken. Im Fall von Sprache ist es zum Beispiel das Privileg, andere Menschen so zu benennen, wie man es schon immer getan hat (seit der Kindheit, weil man es nicht böse meint) und das unabhängig davon, wie diese Namen zustande kamen und wie die Bezeichneten sich selbst nennen oder benannt werden wollen. Eine Reflexion über diese Privilegien hätte Folgen. Sie wäre eine Aufforderung, etwas zu ändern.

Dieser Appell soll nicht als moralische Keule verstanden werden, die Sprachregelungen und Denkverbote durchsetzen will, sondern als Einstieg in die Analyse dessen, was wir meinen und tun, wenn wir sprechen und denken. Dieser Ansatz setzt dort an, wo viele denken, mit

der Verurteilung von offenem Rassismus oder Sexismus sei genug getan. Ein Verständnis für traumatische Erlebnisse, die Menschen mit Rassismuserfahrungen schildern, nützt jedoch nicht alleine, um ihn aufzulösen. Die Verwobenheit rassistischer Strukturen kann nicht einfach durch guten Willen unwirksam gemacht werden.

Schlussendlich ist über die Funktionen und Dynamiken von Rassismus bereits vieles gesagt und geschrieben worden. Dass es ihn immer noch gibt, liegt also nicht daran, dass Informationen fehlen, sondern oft am selbstgewählten und freiwilligen Nichtwissen vieler, die sich nicht damit beschäftigen müssen. Weiterführend wäre demnach, die Mechanismen zu begreifen und was wir gesellschaftlich gesehen aus unseren Positionen heraus damit zu tun haben. Das gilt übrigens nicht nur für die verschiedenen Rassismen, die uns begegnen und sich gegen Schwarze, Roma und Sinti, Juden oder vermeintliche Muslime unterschiedlich gestalten, sondern auch für andere Ausgrenzungsformen wie zum Beispiel gegen Menschen mit Behinderung oder queere Menschen, kurz LGBTIQ. Denn Vielfalt bezieht sich nicht nur auf Migration.

Quellennachweis

¹ Haensell, Dominique (2016): *Der böse, böse Essenzialismus*. In: *Missy Magazine*. (<https://missy-magazine.de/blog/2016/11/04/der-boese-boese-essenzialismus/> - Zugriff: 21.04.2018)

Die Politikwissenschaftlerin Hadija Haruna-Oelker lebt und arbeitet als Autorin, Redakteurin und Moderatorin in Frankfurt am Main. Hauptsächlich arbeitet sie für den Hessischen Rundfunk. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Jugend und Soziales, Migration und Rassismusforschung. Mehr zu ihrer Person: www.hadija-haruna.de

IMPRESSUM

jugendsozialarbeit aktuell
c/o LAG KJS NRW
Ebertplatz 1
50668 Köln
E-MAIL: aktuell@jugendsozialarbeit.info
WEB: www.jugendsozialarbeit.info

jugendsozialarbeit aktuell (Print) ISSN 1864-1911
jugendsozialarbeit aktuell (Internet) ISSN 1864-192X

VERANTWORTLICH: Stefan Ewers
REDAKTION: Franziska Schulz
DRUCK/VERSAND: SDK Systemdruck Köln